

Sächsische Volkszeitung

erschint täglich nachm. mit Ausnahme der Sonn- und Festtage.
Preis: 1/2 M. (ohne Postgebühren). Für Celler-
wirth 2/2 M. Berlin: Postamt Nr. 1. Zeitungspostamt Nr. 652.
Eingelassener 10 Pf. — Redaktions-Sprechstunde: 11—12 Uhr.

Unabhängiges Tageblatt für Wahrheit, Recht u. Freiheit

Inserate werden die Gehalts-Beiträge ab. deren Raum mit 15 J.
Verlangen mit 50 J die Stelle berechn. d. Hieher. beudet. Anzahl.
Buchdruckerei, Redaktion und Geschäftsstellen: Dresden,
Wilsdruffer Straße 43. — Druckzeitung Nr. 1306.

Die Kulturkampfgefahr im Osten.

Wenn wir nicht irren, war es der selbige Windthorst selbst, der in seinen letzten Lebenstagen das Zentrum darauf hinwies, da aus dieser Auge auf die polnische Wetterdecke zu haben, da aus dieser zuerst die Gewitterwolken eines neuen Kulturkampfes aufsteigen würden. Und der große Staatsmann Windthorst hat sich wieder einmal nicht getrennt; schon mehren sich in höchst bedenklicher Weise alle Anzeichen für einen neuen Kampf. Die preussische Regierung wendet Gewalt an auf einem geistigen und religiösen Gebiete, ein Bischof bestrebt sich bereits öffentlich und reklamiert für seine Diözesanen die unüberäußerlichen Naturrechte; was wird der nächste Schritt sein? Es hercht beinahe ein Kriegszustand im Osten; erst wird dieser gegen kleine Kinder geführt, die kaum ordentlich gehen können; dann gegen die Eltern; was ist das nächste?

Die unglückselige Ostmarkenpolitik, die wir schon so oft bekämpft haben, hat uns diesen Streit eingebracht; sie ist auf Unrecht aufgebaut und schafft immer neues Unrecht. Es ist ganz selbstverständlich, daß der preussische Staat mit seinen Machtmitteln sich gegen alle Geistes- und Lebenskräfte einzelner Gebietsteile zu wehren hat; er kann solche Bestrebungen nicht dulden, ohne sich selbst aufzugeben. Wo das Reichspatentum deshalb mit solchen Ansichten auftritt, da mag und muß Preußen tüchtig zugreifen; es kann ihm dies niemand verübeln. So wenig ich ruhig zusehe, wenn die Reichsleute mir ein Haus abbrechen oder um einen Stroh niedriger machen wollen, ebensowenig kann ein Staat hochverrätherische Absichten eines Teiles seiner Bewohner dulden. Wir wollen nicht untersuchen, in wie weit solche unter den Polen bestehen; ihre Führer leugnen es, aber ihre Presse bringt offene Artikel, die darauf hinausgehen; doch sei dem, wie ihm wolle; wo eine solche Gefahr zutage tritt, da muß der Staat bestimmt auftreten. Man kann es aber auch Preußen nicht verübeln, wenn es wünscht, daß seine polnischen Bewohner sich immer mehr akklimatisieren und die Fortschritte der deutschen Kultur annehmen; ein national einheitlicher Staat hat immer eine größere Widerstandskraft als ein national gespaltener Staat. Man wird aber nur fordern müssen, daß dieser Wettbewerb zwischen deutscher und polnischer Kultur sich auf ideellem Gebiete vollzieht und daß der Staat nicht einseitig und rauh mit Polizeihänden dazwischen fährt.

Hätte sich die Ostmarkenpolitik hierauf beschränkt, so hätte gewiß Preußen im Laufe der Jahre moralische Eroberungen gemacht und niemand hätte etwas auszusuchen gehabt. Aber man ging andere Wege: der Ostmarkensouds mit 350 Millionen Mark stellte Staatsgelder für die Germanisierung zur Verfügung; Gewaltmaßnahmen gegen die Polen folgten, so das neue Ansiedlungsrecht; dann erörterte man schon ein generelles Enteignungsverfahren gegenüber allem polnischen Grundbesitz. Die Leute haben sich in ihrer Erstarrung bedroht; ein solcher Druck schafft Gegenruck! Nun aber ging die preussische Politik noch zu allem Unglück auf das religiöse Gebiet über. Ihre Ansiedlungspolitik ist auf in ganz katholischen Gegenden protestantische Gemeinden, so daß das Wort des Zentrumsführers v. Schorlemer leider wahr wurde, daß aus der Germanisation eine Protestantisation wurde. Man sucht dem Volke seine Muttersprache zu rauben, ein Recht, das ihm der Schöpfer gegeben hat und worüber kein Eroberer und kein Staat verfügen kann. Das Recht auf die Muttersprache ist älter als jedes Recht des

Staates; Staatsgebilde können vergeben, die Muttersprache aber bleibt. Wir wollen nicht alle Einzelheiten in diesem Kampfe aufzählen.

Eine der schlimmsten Wirkungen der letzten Maßnahmen war, daß die religiöse Unterweisung der polnischen Jugend sehr not litt und der Erzbischof von Posen klagte bereits in seinem jüngsten Hirtenschreiben auch über die Abnahme des religiösen Sinnes. Er konstatiert eigens, daß es ein unantastbares Recht sei, daß das Volk in seiner Muttersprache die Heilswahrheiten erlehre; er beruft sich auf das Konzil von Trident und auf deutsche und polnische Nationalkonzile. Jedenfalls kann man von protestantischer Seite gegen diesen Satz nichts einwenden, denn von hier aus müssen wir oft genug hören, daß in der katholischen Kirche zu viel Latein und zu wenig Deutsch vorhanden sei. Die Kirche hält auch heute noch überall daran fest, daß die Predigt und der Religionsunterricht in der Muttersprache zu geschehen haben; wir erinnern nur an die Missionstätigkeit. Die Missionare lernen zuerst die Eingeborenenprache, ehe sie etwas anderes tun. Es ist auch ganz klar, daß namentlich dem kindlichen Gemüte die religiösen Wahrheiten nur in einer solchen Sprache zugänglich gemacht werden können, die es gut versteht und deren Begriffe es kennt, das aber ist die Muttersprache.

Jedoch der preussische Staat hindert dies und bitter beklagt sich der Erzbischof darüber; er fordert deshalb die Eltern auf, im eigenen Heim das Verhör nachzuholen; das ist freilich nur ein Nothbehelf, weil nicht alle Eltern Zeit und Geld dazu haben, um die Lücken anzufüllen. Wächst nun so ein religiös verwildertes Volk heran, so hat der preussische Staat den Hauptanteil. Jedenfalls stimmen diese Maßnahmen sehr wenig mit der kaiserlichen Forderung überein, daß dem Volke die Religion erhalten bleiben müsse. Die gesamte katholische Presse muß nun anerkennen, daß der Erzbischof von Posen mit der Waffung des neuen Hirtenschreibens sehr vorläufig gewesen sei und dem Staate gar keinen Anstoß zum Einschreiten gegeben habe; nur ein jüdisch-freimüthiges Volk, das auf einen neuen Kulturkampf hinarbeitet, macht dem Erzbischof von Posen den Vorwurf, daß er sich auf polnische Nationalkonzile beruft und sich darin eine Ausreiterhaltung des Anspruchs, daß der Erzbischof von Posen „Primas von Posen“ sei; das Volk weiß natürlich in seiner Bedrängtheit nicht, daß z. B. der Erzbischof von Salzburg auch den Titel „Primas von Deutschland“ führt! Oder ist auch dies ein Hochverrat? Die katholische Presse ist nun auch ganz ratlos gegenüber der neuesten Wendung der Dinge; ein unwillkürliches Einschreiten des Staates gegen den Erzbischof fordert nur das „Verl. Tageblatt“! Jed jüdisch-freimüthig! Alle anderen stehen kopflos umher.

Aber wozu führt schließlich diese Politik? Zu neuen Gewaltmaßnahmen des Staates und dann zweifelsohne zum neuen Kulturkampf. Wenn der Staat in das Heiligthum der Familie eingreift, hier eine religiöse Unterweisung in der Muttersprache zu verhindern sucht, so ist das Umsturz von oben, so legt der Staat die Art an die Wurzel seiner Kraft. Jedenfalls könnte das Zentrum hier nicht mehr mitreden, sondern müßte in schärfster Opposition abkönnen, weil es sich dann um eine Prinzipienfrage handelt und da gibt es kein Nachgeben. Mögen also die leitenden Stellen sich dessen wohl bewußt sein, was auf dem Spiele steht!

Unpolitische Zeitkäufe.

(Nachdruck verboten.) Berlin, den 17. Oktober 1906.

Wir stehen gegenwärtig im Zeichen der Luftschiffahrt. Am Bodensee hat Graf Zeppelin, der zähe Erbauer von immer neuen Luftschiffen, bereits zwei erfolgreiche Rundfahrten gemacht und so nach manchen Zehlschlägen den Beweis geliefert, daß bei mittleren Windverhältnissen in einem beträchtlichen Umfange kein Ballon sich lenken läßt. Zu gleicher Zeit hat man in Berlin interessante Versuche gemacht mit der Verfolgung von Luftballons durch Automobile, wobei die Segler der Rüste in drei von vier Fällen über die Tofftöffe glänzend gesiegt haben.

Dem greisen Grafen Zeppelin, der jahrzehntelang seine ganze Kraft und auch den größten Teil seines Vermögens der Eroberung der Luft gewidmet hat, kann man nur herzlich Glück wünschen. Aber wir dürfen uns nicht einbilden, daß nunmehr der Volksonnibus schon fertig sei. Ein Fortschritt ist gemacht, doch das Ziel ist noch nicht erreicht. Wird überhaupt die Treibmaschine, die unter dem Luftballon hängt, sich so zuverlässig und stark machen lassen, daß das lenkbare Luftschiff zum bürgerlichen Verkehr auf größere Strecken regelmäßig benutzt werden kann? Das bleibt auch nach dem Zeppelinschen Erfolg zweifelhaft. Der Gasballon muß bekanntlich immer eine beträchtliche Ausdehnung haben, damit er die Menschen, den Ballast, die Maschine mit all ihrem Zubehör und (bei dem Zeppelinschen System) auch noch die Verfeinerungen der Ballonhülle tragen kann. Je fester und stärker das Getriebe gebaut wird, desto schwerer wird die Last und desto größer muß also auch der Umfang des Ballons werden. Mit der Größe des Ballons wächst auch die Angriffsfläche für den Wind, und um den stärkeren Druck des Seiten- oder Gegenwindes zu überwinden, müssen die Maschinen wieder stärker und also auch schwerer werden. Gibt es einen Ausweg aus die-

sen Schwierigkeiten, die sich gegenwärtig zeigen? Ich weiß es nicht. Graf Zeppelin hat gezeigt, daß sich zeitweilig unter gewissen Verhältnissen ein brauchbares Gleichgewicht zwischen dem Winddruck und der Triebkraft erzielen läßt. Man wird nun weiter studieren und probieren müssen, um die Lenkbarkeit auf größere Entfernungen und ungünstigere Verhältnisse auszudehnen. Andere Forscher und Erfinder haben bekanntlich versucht, den umfangreichen Gasballon überhaupt zu beseitigen und eine reine Flugmaschine zu bauen, das heißt, möglichst getreu den Vogelflug nachzuahmen. Der Vogel braucht keinen Ballon, der ihn in die Luft erhebt, sondern er vermag durch seinen Flügelschlag bei milderem geringem Kraftverbrauch sowohl die Anziehungskraft der Erde, als auch den Widerstand des Windes zu überwinden, wirklich spielend zu überwinden. Der Vogel ist der wahre Zepter der Lüfte. Kühne Pioniere der Technik werden gewiß fortfahren und den Versuch, nach dem Muster des Vogelflügers Flugmaschinen zu bauen. Dazu gehört allerdings noch mehr Wahnsinnigkeit, als zu Probe-fahrten mit einem Ballon. Im vorigen Jahrzehnt hat bekanntlich der Ingenieur Lilienthal, der es im Fliegen von einem Hügel herab schon auf einige hundert Meter gebracht hatte, bei einem kleinen Pruch in seiner Flugmaschine sofort einen Todessturz gemacht. Doch ein Mann, der das Erdendruckvermögen im Leibe hat, läßt sich durch Unglücksfälle nicht abbreiten.

Lohnt sich denn die Wahnsinnigkeit? Als in der Urzeit ein Waghals in einem ausgeschöhlten Baumstamm auf das wogende Meer hinausfuhr, werden viele biedere Bürger den Kopf geschüttelt haben. Daß diese tollkühne Probe sich noch auszuwachen würde zu dem modernen Mesendampferverkehr, konnten sie natürlich nicht ahnen.

Von einem Luftballon, der eine gewisse Lenkbarkeit hat, können wir uns einen vorläufigen Nutzen schon jetzt klar machen. Namentlich der militärische Vorteil springt in die

Politische Rundschau.

Dresden, den 18. Oktober 1906.

— **Se. Majestät der König** ist am 17. d. M. abends 7 Uhr 47 Minuten mit dem fahrplanmäßigen Schnellzug von Altona wieder nach Dresden zurückgekehrt. — Die Fahrt des Dampfers „König Friedrich August“ dehnte sich bis nach Nordsee aus und verlief bei leichtbewegter See und herrlichem Wetter in vorzüglicher Weise. Bei dem heute mittag 1 Uhr an Bord des Dampfers stattgefundenen Diner hielt der König eine Rede, in welcher er der Direktion der Hamburg-Amerika-Linie seinen herzlichsten Dank für das schön: Vergnügen aussprach, welches ihm die Probefahrt bereitet habe. Er wünschte dem Schiffe weitere glückliche Fahrten sowie der Hamburg-Amerika-Linie ferneres Gedeihen. Zum Schluß forderte der König die Anwesenden auf, ihr Glas auf das Wohl der Linie zu leeren. Direktor Wolf dankte für die freundlichen Worte und brachte ein Hoch auf den König aus, in das die Anwesenden jubelnd einstimmten. Während der Fahrt besichtigte der König die Einrichtungen des prächtigen Schiffes eingehend und sprach wiederholt seine freudige Anerkennung aus. Auch die ersten Maschinen und ein Teil der Mannschaften erhielten Orden und Medaillen. — Am 4 Uhr nachmittags traf der Dampfer „König Friedrich August“ mit dem König von Sibirien an Bord von Helgoland wieder in Cuxhaven ein. Das Fort Girmmerhöven salutirte die Königsstandarte mit 21 Schuß. Am 4 Uhr 30 Minuten legte der Dampfer an dem weltlichen Hafenkai fest, worauf der König unter den Klängen des Heil dir im Siegerkranz an Land ging. Die Forts feuerten wiederum den Königs salut und die Königsstandarte wurde auf dem Dampfer niedergeholt. Der König schritt darauf die Front der in zwei Bataillonen aufgestellten, geüben aus Deutsch-Südwestafrika zurückgekehrten Mannschaften der Schütztruppe ab, begrüßte die Offiziere und unterhielt sich mit einzelnen Mannschaften. Als sich der König von den Truppen verabschiedete, brachten diese ein Hurra auf ihn aus. Hierauf begab sich der König mit dem Bürgermeister Purdard, seinem Gefolge und den übrigen zahlreichen Gästen zur Wartehalle des Bahnhofs, von wo um 5 Uhr mit Sonderzug die Rückfahrt angetreten wurde.

— Nach einer Automobilfahrt über Godesberg, Remagen, durch die Eifel nach Maria Vaasa legte um der Kultur in Couleur der Bonner Posten zur Kordskneipe, wo ein Essen stattfand.

— **Reichskanzler Fürst Bülow** erhielt bei seiner Ankunft in Berlin recht sonderbare Begünstigungen. Ein Teil der freimüthigen Presse hofft, daß er jetzt mit der Agrarpolitik brechen werde; das kann der Reichskanzler gar nicht, denn die neuen Handelsverträge sind bis 1917 un kündbar. Die freimüthige Presse wird doch wohl keinen Krieg fordern, um dies Ziel zu erreichen? Die agrarische Presse stottert deshalb auch mit Recht hierüber! Anders stellt sich die „National Zeitung“, die da meint: „Fürst Bülow und die Offiziere pflegen oft und gern vom Bürgertum den Zusammenhang gegen die Sozialdemokratie zu verlangen. Das ist angeht der Gefahren, die ein ungenanntes Wachstum der Sozialdemokratie für alle ruhigen Regierungsmöglichkeiten bedeutet, nur zu begründet. Stellt die Regierung aber zielbewußt und beharrlich dies Verlangen an die bürgerl. Parteien, so haben die bürgerlichen Parteien das Recht, von der Regierung zu fordern; daß sie ihnen den Boden, worauf der Widerstand zu organisieren

Angen. Am Striege werden jetzt schon Luftballons benutzt, sowohl zur Überwindung von feindlichen Umzingelungen als zu Späherdiensten. Jetzt muß man aber solche Ballons dem Ziele der Winde preisgeben; man weiß nicht, wohin sie verblagen werden. Wenn aber der aufgelassene Ballon über dem feindlichen Lager oder über der feindlichen Stellung einen Kreis beschreiben und zu keinem Ausgangspunkte zurückkehren kann, wie Zeppelins Luftschiff bei der Rundfahrt um den Bodensee, so erhält das wichtige Späherverweilen eine ungenauere Förderung. Wer die meisten und die besten Ballons hat, ist bedeutend im Vorteil. Die Mitführung solcher Späherballons würde sich auch dann schon lohnen, wenn sie nur bei mäßigen Winden zu gebrauchen sind. Daß es bei dem Wettbewerb der Ballons von beiden Seiten zu Geiseln in der Luft kommen kann, läßt sich leicht ausdenken.

In Tegel bei Berlin hat man nun über die Verwendung unlenkbarer Ballons im Kriege Versuche gemacht. Man ließ vier Ballons in kurzen Pausen aufsteigen unter der Annahme, daß sie aus einer eingeschlossenen Festung Nachrichten oder Personen heranschiefern sollten und ließ nun durch bereitgehaltene Automobile diese Ballons verfolgen, um zu sehen, in wie weit sich diese Fahrzeuge zum Einfangen von feindlichen Luftballons eignen. Das vielgepriesene Automobil hat dabei keine Ehre eingelegt, obgleich der klare Serbittag die Beobachtung der fliegenden Ballons sehr erleichterte. Die Automobile waren 15 Minuten vor dem Aufsteigen „ihres“ Ballons entlassen worden und brauchten erst eine halbe Stunde nach dem Fall des Ballons an der Landungsstelle zu sein. Aber trotz der günstigen Bedingungen verwehte nur ein Automobil das Ziel zu erreichen, und auch das nur 22 Minuten nach der Landung des Ballons. Im Ernstfall wären also die Nachrichten oder die Personen, die den Ballon gebracht hatten, schon in Sicherheit gewesen. Das Verlangen der Verfolger erklärt sich